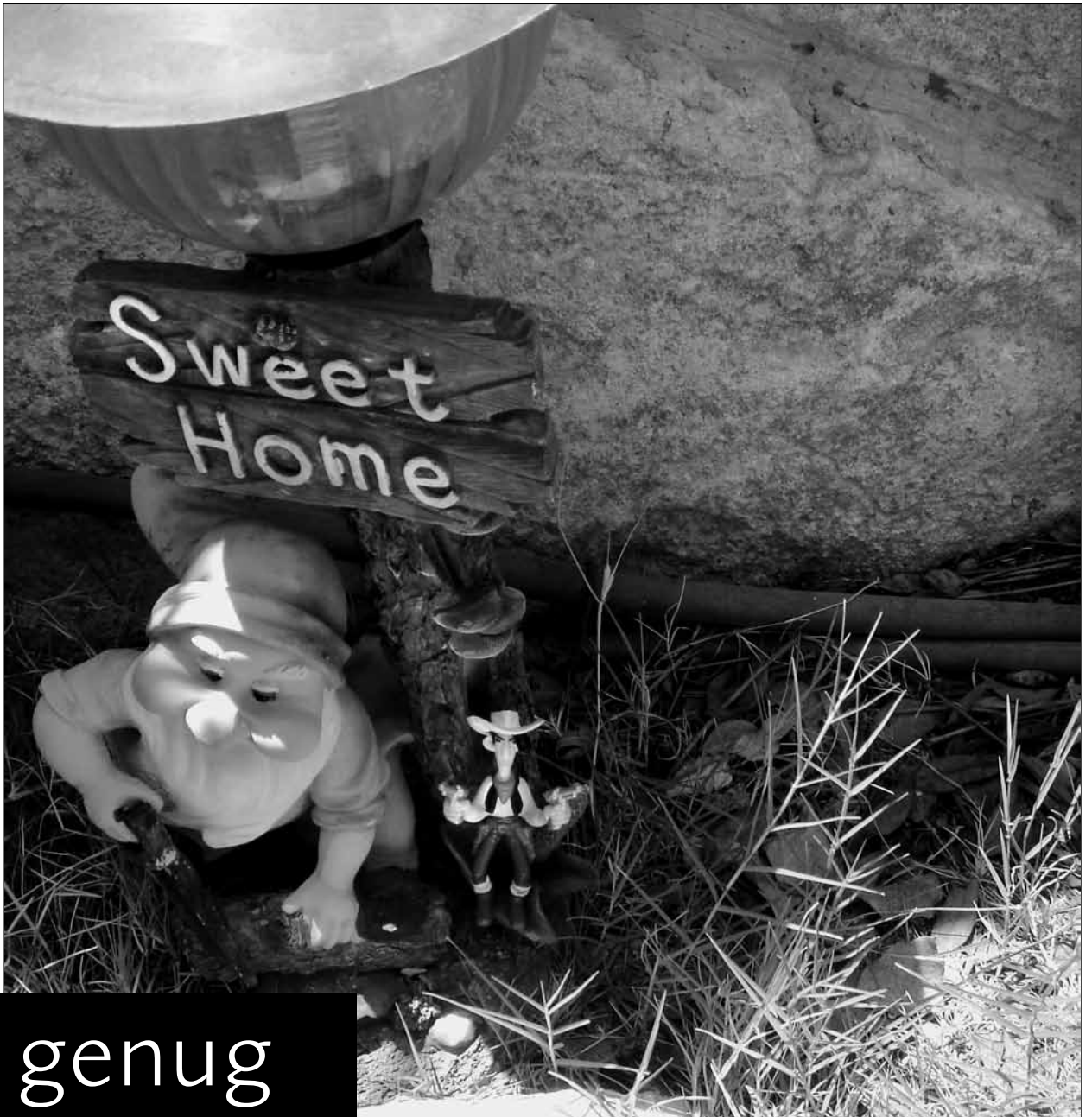


Feministisch-
theologische
Zeitschrift
Februar 2013
29. Jahrgang

FAMIA 1



genug

Editorial



Zu viel - mehr als genug - genug - gerade genug - nicht genug - zu wenig ...

Gerne würde ich das Wörtchen *genug* steigern können. Doch immer wieder gesellen sich neue Begriffe hinzu, die ich nicht in die Reihenfolge einpassen kann: Ist *knapp* weniger als *gerade genug*, ist *zu viel* mehr als *mehr als genug*? Und dann möchte ich noch die biblische *Fülle* einreihen, die Prophezeiung, auf die ich als Theologin immer verweise, die meine Hoffnung ist. Wenn ich an das Angebot in unseren Einkaufsläden denke, könnte die Steigerung gegen oben für mein Empfinden in *viel zu viel* bis hin zu *masslos* gehen. Überhaupt: Bei diesem Thema habe ich zuallererst immer Bilder von Nahrung im Kopf. Die Auswahl von zwanzig Mayonnaise-Sorten beim Grossverteiler. Die Sorge meines übergewichtigen Vaters, es könnte zu wenig zu essen im Haus haben. Das Gemaule meiner Kinder am Esstisch. Meine Freude an einem Dessertbuffet. Die leeren Blicke hungernder Menschen ...

Meine Freundin Fay engagiert sich in der food waste (zu deutsch: Lebensmittelverschwendung)-Bewegung. Die Initiative sensibilisiert für die tägliche Nahrungsmittelverschwendung. In der Schweiz sind es mindestens ein Drittel aller Esswaren, die nicht in einem Magen, sondern im Abfall landen: Das macht täglich 320 Gramm pro Person! Die EssensretterInnen versuchen einerseits, uns, die wir in nahrungsmittelreichen Weltgegenden leben, zu motivieren, sorgsam mit Essen umzugehen. Andererseits gelangen sie an die Lebensmittel produzierende und reglementierende Seite: Zu viel wird bereits auf den Feldern liegen gelassen, wird kurz nach Ladenschluss entsorgt – food waste hat lokale wie globale Folgen und muss auch politisch angegangen werden.

Meine Freundin ging eine Zeit lang regelmässig „Müll tauchen“: Sie sammelte noch Brauchbares aus den Müllcontainern hinter den Läden. Bis zu neunzig Prozent ihrer Mahlzeiten stammten aus dem, was andere wegwerfen – genug für Fay. Heute sind die Container verschlossen: Ihr Inhalt könnte dem Ansehen der BesitzerInnen schaden.

Ich sehe Bilder von Kindern, die sich anderswo von Müllbergen ernähren müssen – *genug* ist das nicht für sie ...

Simone Rudiger

Inhalt

<i>Tania Oldenhage</i> Nicht genug Zum Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg	3
<i>Ina Praetorius</i> Marktplatzphilosophie Unterschriften sammeln für ein bedingungsloses Grundeinkommen	4
<i>Béatrice Bowald</i> Nachdenkliche Marktgängerin Überlegungen zum bedingungslosen Grundeinkommen	6
<i>Reinhild Traitler</i> «Damit ihr allzeit volle Genüge habt» Biblische Spuren	8
<i>Uta von Winterfeld</i> Ça suffit! Anmerkungen zu Suffizienz und Herrschaft	10
<i>Moni Egger</i> Was ist genug? Ilsebills Streben und Hansens Glück	12
<i>Sabina Poulsen</i> Genug – ein Lebensgefühl	14
<i>Sabine Tscherner-Babl</i> «Solo Dios, basta!»	16
Literatur und Forum	17

Nicht genug

Zum Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg

Tania Oldenhage

Ich kenne ihn von klein auf. Er trägt schöne Namen. Man nennt ihn den «gütigen Arbeitsherrn» oder den «grosszügigen Gutsherrn». Der Herr hat tatsächlich einen sehr guten Ruf. Er ist bekannt dafür, dass er arbeitslosen Tagelöhnern in seinem Weinberg Arbeit gibt. Als er am späten Nachmittag immer noch Arbeiter untätig auf dem Marktplatz antrifft, schickt er auch sie in den Weinberg. Am Ende des Tages lässt er jedem einen ganzen Tageslohn auszahlen und zwar auch denjenigen, die nur eine einzige Stunde gearbeitet haben. Alle bekommen den vollen Lohn. (Mt 20,1-16)

Eine schöne Tat

Theologinnen und Theologen haben viele schöne Worte gefunden, um diese Tat zu deuten. Der Gutsherr sei gütig, so gütig wie Gott, der uns nicht nach unserem Verdienst, sondern nach seiner Gnade behandelt. Der gütige Gutsherr hebe das Leistungsdenken aus den Angeln, nicht nur damals, sondern bis heute. Bis heute mute er mir als Hörerin etwas Unerhörtes zu, etwas, das mein Professor einmal wunderschön beschrieben hat: «die Wahrnehmung einer im Licht der Liebe wunderbar verwandelten Welt.»¹ Bis in unsere Zeit weckt der gütige Herr gesellschaftliche Utopien von sozialer Gerechtigkeit. Als biblischer Vordenker unterstützt er sogar hin und wieder Argumente für ein bedingungsloses Grundeinkommen.

Genug ist nicht genug

Wie gern würde auch ich dem Herrn so viel zutrauen. Aber ich kann es nicht mehr. Schuld daran ist Luise Schottroff, die grosse Neutestamentlerin aus Kassel. Ihr Gleichnisbuch hat mich dazu gebracht, dem gütigen Gutsherrn nicht mehr über den Weg zu trauen. Eine simple ökonomische Überlegung hat alles ins Wanken gebracht. Jeder Arbeiter bekam einen Denar, heisst es im Gleichnis. Ein Denar war ein ganzer Tageslohn, liest man in der einschlägigen Literatur, also genug, damit ein Tagelöhner überleben konnte. Darin stimmt auch Schottroff zu. Aber sie gibt Folgendes zu bedenken: Mit einem Denar als Tageslohn konnten diese Männer überleben, nicht aber deren Familien. Was der Weinbergbesitzer den Tagelöhnern auszahlte, war der Lebensunterhalt für eine Person am Rande des Existenzminimums, aber kein Mindesteinkommen, um eine Familie zu ernähren. Das bedeutet, dass die Frauen dieser Männer und ihre Kinder und oft auch

ihre Eltern und Grosseltern ebenfalls arbeiten mussten, in der Textilproduktion, in der Landwirtschaft, vielleicht sogar in einem benachbarten Weinberg.

Unheimlich

Und so wird aus dem gütigen Gutsherrn eine unheimliche Gestalt. Der scheinbar gütige Gutsherr wird zu einem, der verschuldeten Kleinbauern das Land wegnimmt, der Wein anpflanzt statt Getreide, weil sich Wein besser zu Geld machen lässt. Der gütige Gutsherr wird zu einem, der mit wirtschaftlichem Kalkül Tagelöhner einstellt und nicht seine eigenen Sklavinnen und Sklaven. Denn die Weinlese ist gesundheitsschädigend. Der gütige Gutsherr wird zu einem, der seine scheinbare Wohltätigkeit zur Schau stellt und gleichzeitig klar stellt: Mit meinem Eigentum kann ich machen, was ich will (Mt 20,15). Er gibt Tagelöhnern gerade so viel, dass sie im System gefangen bleiben und auch am nächsten Morgen nach Arbeit suchen müssen. Er schert sich einen Dreck um ihr Wohl.

Antithetisch predigen?

Ach Gott, denke ich. Ist es wirklich wahr? Wird auch diese schöne Geschichte zur Gewaltgeschichte? Was fang ich mit ihr an? Schottroff nennt das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg «ein antithetisches Gleichnis, das Gottes Königtum nicht mit dem Verhalten des Grundbesitzers gleichsetzt, sondern verglichen wissen will.»² Vergleiche! Vergleiche das Verhalten dieses Mannes mit Gott! So soll Gott sein? Wie ein reicher Grossgrundbesitzer, der armen Tagelöhnern gerade so viel gibt, damit sie nicht vor Hunger sterben, aber nicht genug, damit die Kinder überleben? Die Verheissung der Güte Gottes müsste doch etwas völlig anderes bedeuten! Nämlich die Hoffnung auf ein Ende des Elends!

Das klingt einleuchtend. Doch ich weiss aus eigener Erfahrung: Über ein antithetisches Gleichnis zu predigen, ist kein Kinderspiel. Und wie ich Kindern das Gleichnis in Schottroffs Sinne nahe bringen soll, das ist mir ganz und gar ein Rätsel. Wie soll ich Kindern verklickern, dass der Herr im Gleichnis kein Bild für Gott ist? Verneinungen funktionieren nicht besonders gut.

Fragezeichen

Schottroffs kritische Lesart ist nicht das letzte Wort. Kollegen und Kolleginnen sind skeptisch und reden von der narrativen Stringenz der Erzählung, und dass man an der Güte des Gutsherrn festhalten müsse. Und solange ich die sozialgeschichtlichen Quellen zur ökonomischen Situation der damaligen Tagelöhner nicht selbst einmal gründlich erforsche, bleibt es bei einem Verdacht. Aber es ist so eine Sache mit Schottroffs Arbeit. Ihr unbestechlicher Blick lässt mich nicht los. Und so schau ich mir mein Kindheitsbild von dem Herrn an: Er sitzt am Tisch und zahlt seinen Arbeitern den Lohn aus. Einen Denar für jeden. Und ich denke: Oh Gott. Wie konnten wir uns nur so lange täuschen? ■

¹ Wolfgang Harnisch, Die Gleichniserzählungen Jesu, Göttingen 1990, 195.

² Luise Schottroff, Die Gleichnisse Jesu, Gütersloh 2005, 277.

Dr. Tania Oldenhage ist FAMA-Redaktorin und Pfarrerin in Zürich-Fluntern.



Marktplatz- philosophie

Unterschriften sammeln für ein bedingungsloses Grundeinkommen

Ina Praetorius

Fast ist es ein Gefühl wie Diotima und Sophia in einer Person: Mit einem Stapel Unterschriftenbögen der «Volksinitiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen» und einem Kugelschreiber in der Hand stehe ich auf dem St. Galler Marktplatz. Ich fasse mir ein Herz, gehe auf irgendeinen Menschen zu und beginne ein Gespräch über Grundfragen unserer Existenz: Wofür leben wir? Was ist eigentlich Arbeit? Ist Geld alles oder vielmehr nichts? Wie merke ich, wann ich genug zum Leben habe? Welche Tätigkeiten brauchen wir als Gesellschaft, auf welche könnten wir verzichten? Sind Menschen geborene Faulpelze oder eher Workaholics? Warum kann man heute mit Waffenproduktion und Finanzspekulation geld-reich werden, nicht aber mit den Tätigkeiten, ohne die kaum jemand als Säugling überlebt hätte? Warum meint man, es brauche zum Arbeiten «finanzielle Anreize», und gleichzeitig leben alle täglich von der Arbeit derer, die ganz selbstverständlich ohne solche Anreize kochen, waschen, putzen, pflegen, zuhören, aufräumen? Hat eigentlich schon einmal einE WissenschaftlerIn die Arbeitsmotivation von Hausfrauen untersucht? Weshalb tun sie, was sie tun? Weil man sie daran gewöhnt hat oder weil es Sinn macht? Und wenn wir offensichtlich zu grossen Teilen von unbezahlter Arbeit leben, warum trauen wir einander dann nicht zu, dass wir auch mit einem bedingungslosen Grundeinkommen sinnvoll tätig sein werden? Was ist eigentlich der Sinn des Daseins in der Welt? Was kann ich, was willst du wirklich? Soll es so weitergehen wie bisher, oder könnten wir unser Zusammenleben auch anders organisieren?

Der Rücktransport der Sinnfrage in den öffentlichen Raum ...

Hätte ich nicht dieses amtlich beglaubigte Papier mit Goldrand in der Hand, man würde mich für verrückt halten. Auf offener Strasse laut über den Sinn des Lebens nachdenken, tun das nicht bloss religiöse FundamentalistInnen? – Der Unterschriftenbogen aber verleiht mir einen ehrenwerten Status als Nutzerin meiner Rechte als Schweizer Bürgerin. Die direkte Demokratie ist eine grossartige Sache: Sie eröffnet mir die Möglichkeit, Fragen in den öffentlichen Raum zurück zu transportieren, die in säkularisierten Kulturen gewohnheitsmässig als «Privatsache» gehandelt werden. Sind Sinnfragen aber nicht eigentlich der Kern der Politik? Wie sollen wir tragfähige politische Entscheidungen fällen, wenn wir uns nicht über den Sinn des Ganzen verständigen?

... lässt überlieferte Dogmen alt aussehen.

Und dann versetzt mir mein äusserst vielseitiges Wahlheimatland einen Schlag aufs demokratisch erhobene Haupt: Am 1. Oktober 2012 hat *Economiesuisse*, der Dachverband der Schweizer Wirtschaft, zum bedingungslosen Grundeinkommen Stellung bezogen. In einem mit vielen vermeintlich eindeutigen Zahlen, Fakten und Kurven ausgestatteten Positionspapier lese ich, als Quintessenz, diesen Satz: «Das Grundeinkommen würde zu einem massiven Rückgang der wirtschaftlichen Leistung und der Konkurrenzfähigkeit der Schweiz führen. Ein enormer Wohlstandsverlust wäre die Folge.»¹ Gut: Zur Meinungsvielfalt gehört auch, dass Interessenvertreter auf ihren überlieferten Dogmen sitzen bleiben, zum Beispiel darauf, dass der Reichtum einer Gesellschaft sich mittels Geldwerten berechnen lässt. Erstaunlich ist aber doch, dass in der Zeit zusammenbrechender Banken und Währungssysteme, lebhafter Debatten über das wirklich gute Leben und entsprechend entwickelter Wohlstandsindices – OECD-Glücksindex, Human Development Index etc. – ein Wirtschaftsverband noch immer *ausschliesslich* mit dem Bruttoinlandprodukt als Massstab für Wohlstand hantiert. Und ist das wesentliche Problem unserer Zukunft tatsächlich «Wohlstandsverlust» im Sinne dieser Definition, noch dazu in einem der reichsten Länder der Welt? Hat es in der Geschichte der Menschheit überhaupt je ein Land gegeben, das einfach immer noch mehr Geld angehäuft hat? Hat sich da nicht immer wieder ein historisches Genug eingeschaltet? Und bestünde die wirkliche Grösse der Eidgenossenschaft – und des ganzen «alten» Europa – vielleicht darin, sich mit der Möglichkeit eines freiwilligen Verzichts auf noch mehr vom Immergleichen zu befassen? Mit der Möglichkeit eines vernünftigen Haltmachens, das Räume für postpatriarchale Qualitäten eröffnet? Für Verlangsamung, Musse, Teilen, Genuss, Gerechtigkeit? Für die wirkliche Freiheit?

Im Durcheinander des wirklichen Marktplatzes ...

Und dann stehe ich wieder auf dem St. Galler Marktplatz und spreche stundenlang mit allen möglichen Leuten: Mit Buddhisten und Esoterikerinnen, mit frustrierten und begeisterten Biobäuerinnen, mit Atheisten, Freidenkerinnen, Bankern, Sozialarbeiterinnen und Sozialhilfenehmern, mit Denkerinnen und Dichtern, Vätern und Ärztinnen. Mit einer einundneunzigjährigen Frau zum Beispiel komme ich in ein gründliches Gespräch. Sie meint, ihre Urenkel sollten einmal weniger Angst vor dem finanziellen Absturz haben als sie und deshalb unterschreibe sie. Zwei junge Informatiker erklären mich für vollkommen abgehoben: Genug bekommen sollen die Menschen jemals? Man sieht es doch gerade hier in der Shoppingzone, dass sie den Hals nicht vollkriegen können! Und dann bedanken sich die beiden jungen Männer doch für die anregende Diskussion. Ja, das sei ihnen tatsächlich schon lange nicht mehr passiert, dass sie plötzlich mitten am Tag zwanzig Minuten lang Strassenphilosophie betrieben hätten. Deutsche Touristinnen erzählen mir von Eurokrise und Hartz IV und würden gerne unterschreiben, wenn sie dürften. Und immer wieder ist da Angst: Angst vor der Zukunft, vor dem ominösen «Wohlstandsverlust» und allen erdenklichen Missbrauchsvarianten, vor faulenzenden Jugendlichen, vor denen, die es sich in der sozialen Hängematte bequem machen, und vor dem Ge-

spenst der «massenweisen Einwanderung von Leuten, die doch nur an unser Geld wollen». Genau: Viel Geld, sogar wenn es nur der Nachbarin gehört, macht ängstlich und führt zu Alarmanlagenmentalität. Und ja, es ist wahr: Auch das bedingungslose Grundeinkommen garantiert keine absolut sorgenfreie Zukunft. Gibt es irgendetwas, das die Zukunft in den Griff nehmen könnte? Ist uns ein allseits prächtiges Kommendes sicher, wenn wir weitermachen wie bisher?

... der Trost verrückender Nachdenklichkeit

Nur selten kommt es vor, dass eineR mich unflätig beschimpft. So wie der Mann, dessen rotgesichtig empörter Wortschwall keine Lücke lässt, in die ich meine Frage nach dem Woher von so viel Wut platzieren könnte. Ich lasse ihn schreien und atemlos von dannen ziehen. Nach ein paar Minuten steht er wieder vor mir: Er müsse mich doch noch fragen, ob ich mich nicht schäme, für ein derart unglaublich dummes Anliegen auf der Strasse zu stehen, das sei doch Sünde gegen Gott.

Sünde gegen den Gott, von dem wir sagen, SIE habe uns in Freiheit erschaffen und als IHRE Ebenbilder gewürdigt (Gen 1,27)? Damit wir die Welt so gestalten, dass alle Leben in Fülle haben (Joh 10,10)?

Am Abend betrachte ich müde und zufrieden den Ertrag dieses Tages: meine persönliche Unterschriftensammlung. So viele verschiedene Handschriften, alte und junge, leserliche, ordentliche und schwer entzifferbare, geneigte und aufrechte. Ich denke an die Menschen, die unterzeichnet haben, an ihre Geschichten, ihre Lebenserfahrung, ihr Sehnen nach einer lebensfreundlichen Welt, in der sie und alle Leben in Fülle haben. Und ich denke an Jesus, den markant unangepassten Herumtreiber, der sich nicht scheute, vom Geld (Lk 8,3) und von der Gastfreundschaft (Lk 19,5 u.a.) anderer zu leben – wie wir alle. Und an Sokrates, den griechischen Störenfried. Auch ihn hat man, wie Jesus, zum Tod verurteilt, weil er es nicht lassen konnte, den Leuten verrückende Fragen zu stellen und dabei auch die heiligsten Ideologien der stolzen Polis Athen nicht zu schonen. Wie Diotima, die Gedankenhebamme, seine Lehrerin. Mit ihr führe ich lange innere Dialoge. Und Sophia, die Weisheit, die auch auf den Plätzen der Stadt steht, lächelt mir zu und macht mir Mut:

An der Wegkreuzung steht sie.

An den Toren, am Eingang der Stadt,

am Eingang der Torpfosten ertönt ihr lauter Ruf:

Euch, Leute, rufe ich; mein Ruf geht an die Menschen ...

Nehmt meine Belehrung anstelle von Silber an!

Denn Einsicht ist mehr wert als Gold

Und Weisheit ist besser als Korallen:

Nichts Kostbares ist so wertvoll wie sie.

(Spr 8,2b-4.10-11 BigS) ■

¹ http://www.economiesuisse.ch/de/PDF%20Download%20Files/dp21_grundeinkommen_print.pdf

Ina Praetorius, Dr. theol., geb. 1956 in Karlsruhe, lebt als freie Hausfrau und Autorin in Wattwil/Toggenburg. Mitfrau im Initiativkomitee der Volksinitiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen.

Nachdenkliche Marktgängerin

Überlegungen zum bedingungslosen Grundeinkommen

Béatrice Bowald

Da steht sie und lädt uns ein, die Idee einer anderen Art der gesellschaftlichen Organisation und des Zusammenlebens zu unterstützen. Einen neuen Verfassungsartikel soll es geben, der die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens festschreibt. Eine verrückte Idee oder doch bedenkenwert?

Grundsicherung

Es gibt für einen Staat verschiedene Möglichkeiten, die materielle Existenz seiner BewohnerInnen zu sichern. Dabei lassen sich zwei Arten unterscheiden. Die eine läuft über Sozialversicherungen, die bei Eintreten eines entsprechend definierten Ereignisses zum Einsatz kommen. In der Schweiz sind dies beispielsweise die AHV, die Arbeitslosenversicherung oder die Unfallversicherung. Ob sie auch die Existenz zu decken vermögen, hängt von der Ausgestaltung ab. Bei der AHV ist dies trotz Verfassungsauftrag nicht der Fall.

Die andere Art umfasst staatliche Leistungen zur Existenzsicherung, auf die ebenfalls ein Rechtsanspruch besteht, nur dass dieser nicht wie bei den Sozialversicherungen an vorgängige Prämienleistungen gebunden ist. Sie werden mit Begriffen wie *Garantiertes Mindesteinkommen* oder *Existenzsicherndes Grundeinkommen* bezeichnet und können ganz unterschiedlich ausgestaltet sein. In der Schweiz decken dies hauptsächlich die *Sozialhilfe* und die *Ergänzungsleistungen* ab, die beide an den Nachweis einer entsprechenden Bedürftigkeit gebunden sind. Während Erstere mit Integrationsmassnahmen verbunden ist und bei mangelnder Kooperation eine Kürzung der Leistungen zur Folge hat, ist dies bei Letzteren grundsätzlich nicht der Fall. Sie decken Situationen ab, in denen Menschen wegen strukturellen und nicht individuellen Problemlagen unterstützungsbedürftig werden. Das trifft auf alte Menschen oder Menschen mit einer Behinderung zu, bei denen die Rente nicht ausreicht. Wo es Ergänzungsleistungen für Familien gibt, werden diese aber oft mit Erwerbsanforderungen verknüpft.

Andere Modelle der Grundsicherung

Schon länger diskutiert wird das Modell einer *negativen Einkommenssteuer*. Diese kombiniert ein bedingungsloses Grundeinkommen mit den Steuern. Wenn der festgelegte Grundeinkommensbetrag nicht erreicht wird, wird der fehlende Betrag ausbezahlt. Das *Mindesteinkommen zur Wiedereingliederung* garantiert eine Grundsicherung, ist aber an

Bemühungen um Integration in den Arbeitsmarkt gebunden. Demgegenüber besteht die Idee eines *bedingungslosen Grundeinkommens* darin, allen (!) Menschen in einer bestimmten Gesellschaft ein Mindesteinkommen zu gewähren, ohne dass diese dafür einen Bedarfsnachweis erbringen müssten oder verpflichtet wären, sich um eine Erwerbsarbeit zu bemühen.

Genug zum Leben

Nicht nur genug zum Leben zu haben, sondern auch an der Gesellschaft partizipieren zu können, soll mit dem Grundsicherungssystem in der Schweiz erreicht werden können. Das Ergebnis ist ambivalent. Einerseits hat es sich als tragfähig erwiesen und beispielsweise zum Rückgang von Armut im Alter beigetragen. Andererseits gibt es nach wie vor Armut und prekäre Situationen in unserer Gesellschaft. Hier greift das System offensichtlich nicht. Das hat verschiedene Gründe. Nicht alle Menschen machen von ihrem Anrecht auf staatliche Unterstützung Gebrauch, weil sie sich schämen, ihre Situation vor Behörden ausbreiten zu müssen. Die Sozialhilfe bietet zudem wenig Motivation, die eigene Situation mit zusätzlicher Erwerbsarbeit zu verbessern. Doch ist ein Grundeinkommen für alle, das gemäss Initiativtext «der ganzen Bevölkerung ein menschenwürdiges Dasein und die Teilnahme am öffentlichen Leben ermöglichen» soll, die richtige Antwort darauf? Da ist wenig einsichtig, auch jene damit zu beglücken, die es gar nicht brauchen. Im Gegensatz zu entsprechenden Diskussionen bei der AHV halte ich diesen Einwand für berechtigt. Wichtiger noch ist zu fragen, ob es jene Menschen, die auf (finanzielle) Unterstützung angewiesen sind, besser stellen würde als das bisherige System. Das ist keineswegs so klar und hängt wesentlich von der Ausgestaltung ab. Zwar würde sich eine zusätzliche Erwerbstätigkeit lohnen (was im heutigen System nicht immer der Fall ist), aber gleichwohl kann es zu einer Verschlechterung kommen. Beispielsweise wenn die Finanzierung des bedingungslosen Grundeinkommens über Konsumsteuern erfolgt, was geringere Einkommen im Gegensatz zu einer progressiv ausgestalteten Steuer mehr belastet. Oder wenn aus Finanzgründen flankierende Massnahmen – beispielsweise zur Verbesserung der Chancen auf dem Arbeitsmarkt oder um der besonderen Bedürftigkeit von Menschen mit einer Behinderung gerecht zu werden – gestrichen werden. So würden bestehende Ungleichheiten zementiert oder sogar verschärft und aus dem angestrebten Genug zum Leben entstünde ein Weniger zum Leben.

Bedingungslos?

Ganz so bedingungslos bzw. leistungsunabhängig, wie die InitiantInnen vorgeben, ist das bedingungslose Grundeinkommen nicht. Nur wird hier der monierte Zwang zur Erwerbsarbeit durch eine moralische Forderung ersetzt, wenn es heisst: «Indem alle Bürger das bedingungslose Grundeinkommen erhalten, sind sie aufgefordert, ihre Talente und Fähigkeiten in die Gesellschaft einzubringen, alle sind angehalten, einen Beitrag für die Gemeinschaft zu leisten. Diese Gemeinschaft traut dem einzelnen Menschen etwas zu und überträgt ihm die Verantwortung für sein Tun. (...) Jeder Mensch soll die Möglichkeit erhalten, seine Vision zu verwirklichen.»¹

Diese Vorstellung ist zwar Ausdruck einer gewissen Gegenseitigkeit, ohne die menschliches Zusammenleben nicht funktionieren kann, aber sie ersetzt rechtlich festgelegte Leistungsanforderungen durch diffuse moralische Ansprüche, was die Freiheit letztlich mehr einschränkt. Gerade aus Frauensicht ist Vorsicht geboten: Wie oft sind sie mit moralisch aufgeladenen Erwartungen konfrontiert, wenn es beispielsweise um die Frage der Pflege von Angehörigen geht?! In einer Gesellschaft sind klare Leistungsvereinbarungen dienlicher als lediglich moralisch geschuldete Beiträge.

Weiter ist unklar, welche Betätigung einen Beitrag für die Gemeinschaft darstellt und wer diesen definiert. Wie steht es mit den notwendigen Beiträgen wie Care-Arbeit oder Putzarbeiten, die oft aus einer inneren Verpflichtung heraus geleistet werden und mit der Einschränkung eigener Ansprüche verbunden sein können? Die Diskussion erweckt bei mir den Eindruck, mit dem bedingungslosen Grundeinkommen würde sich das alles von selbst zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügen. Marktgläubigkeit unter anderen Vorzeichen?

Einwände aus Frauensicht

Dass ein bedingungsloses Grundeinkommen Frauen eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit verschaffen kann, ist unbestritten. Dennoch gibt es in Bezug auf die gesamte Beurteilung Uneinigkeit unter den Frauen. Ich greife ein paar gewichtige Einwände heraus:

Selbst ein garantiertes Grundeinkommen in der Höhe von 2500 Franken monatlich stellt eine (zum Teil) empfindliche Lohneinbusse dar, wenn sich Frauen entscheiden, zu Gunsten von Pflege- und Betreuung von Angehörigen die eigene Erwerbsarbeit zu reduzieren oder ganz aufzugeben. Modelle mit der Ausbezahlung von Erziehungsgeld haben gezeigt, dass sie es sind, die die Erwerbsarbeit einschränken, und nicht die Männer. Das führt zu entsprechend verminderten Rentenansprüchen im Alter und geringeren Chancen auf dem Arbeitsmarkt, weshalb vor einer Falle für Frauen gewarnt wird. Da die Verteilung der Pflege- und Sorgearbeit in dieser Debatte kaum diskutiert wird, besteht der Verdacht, dass ein bedingungsloses Grundeinkommen zu einer Verfestigung der traditionellen Rollen führen würde.

Feministische Ökonominnen wie beispielsweise Mascha Madörin halten einen Ausbau staatlicher Leistungen im Care-Bereich – also für Kinderbetreuung sowie für Pflege und Betreuung von kranken/alten Menschen – für geschlechtergerechter und dringlicher. Nach ihrer Einschätzung würde das bedingungslose Grundeinkommen auch Bestrebungen um bessere Arbeitsbedingungen und Löhne schwächen und jene Menschen ausbeutbarer machen, die

kein Anrecht darauf haben. Zudem biete es keinen Anreiz für eine ökologische Produktionsweise von Gütern.

Vision einer (geschlechter-)gerechteren Welt

Das bedingungslose Grundeinkommen stellt einen grundlegenden Wechsel in der Art dar, wie wir unsere Gesellschaft organisieren. Aus dem Gedanken der Vorsorge heraus will das gut überlegt sein. Grosser Klärungsbedarf besteht im Hinblick auf die Frage der Finanzierung, da es dazu ganz unterschiedliche Vorschläge gibt. Hier sollten auch Vorschläge mitbedacht werden, die einen einfacheren Zugang bei Bedürftigkeit anstreben wie eine Ausweitung der Ergänzungsleistungen oder eine Allgemeine Erwerbsversicherung. Grundlegender noch ist die Frage, wie wir uns als Gesellschaft verstehen. Wie gelangen wir zu einer Sorgeskultur, in der auch die Care-Arbeit gerecht aufgeteilt ist? Welche Möglichkeiten zur Entfaltung für die Einzelnen wollen wir und welche Rolle soll dabei der Staat einnehmen?

Eine Verständigung über unsere Visionen einer (geschlechter-)gerechteren Welt ist wichtig. Politisch können wir dem Nachdruck verleihen, indem wir das Initiativbegehren unterstützen. Denn es sorgt dafür, dass solche Fragen auf der politischen Agenda bleiben. ■

¹ Christian Müller, Daniel Straub, Die Befreiung der Schweiz. Über das bedingungslose Grundeinkommen, Limmat Verlag Zürich 2012, 80.

Béatrice Bowald, Dr. theol., FAMA-Redaktorin, Co-Leitung Pfarramt für Industrie und Wirtschaft BS/BL.





«Damit ihr allzeit volle Genüge habt»

Biblische Spuren

Reinhild Traitler

«So dass ihr in allem, allezeit, alles zur Genüge habt» (2Kor 9,8) – mit dieser Aussage verknüpft Paulus seine Argumente, warum es für die Korinther und Korintherinnen gut ist, für die notleidende Gemeinde in Jerusalem zu spenden. Es ist ein Werk der «freundlichen Zuwendung Gottes» (so übersetzt die Bibel in gerechter Sprache das Wort *Gnade*). «Nicht, dass die anderen gute Tage haben sollen und ihr Not leidet, sondern, dass es zu einem Ausgleich komme» (2Kor 8,13). Dieser Ausgleich ist Gerechtigkeit und «Genug für alle».

Genug, Genüge, genügen

Das Wort *genug* geht auf eine Wurzel *e-nek* zurück, die *ausreichen/erreichen/erlangen* bedeutet. Wenn ich genug Lebens-Mittel erlangt habe, bin ich voll, erfahre ich die Fülle. Unter Umständen reicht es mir dann auch, hab ich genug von allem: Die Grenze zwischen Sättigung und Überdruß ist hauchdünn. Ein Happen zu viel und das Gefühl des satten Wohlseins verwandelt sich in Ekel. Hingegen schafft die Verzögerung der Satttheit *Verg(e)nügen* – ein Wort, das ursprünglich «Zufriedenstellung von Ansprüchen» bedeutete. Der Begriff des *genug* markiert die Begrenzung: Wer genug hat, ist *satt* (lateinisch *satis* – *genug*). Satt werden heisst Fülle erleben. In wunderbaren Bildern preist Psalm 65 die Fülle des Lebens, die Gott schenkt: «Deine Fussstapfen triefen von Segen, es triefen auch die Auen in der Steppe und die Hügel sind erfüllt mit Jubel.» Fülle enthält dieses Element des Triefens, Überfließens. Der voll gefüllte Becher beginnt überzu-

fließen, auszuteilen, sich mitzuteilen (z.B. Ps 23,5). Auch das griechische *to perisson* in Joh 10,10 bezeichnet das über das gewöhnliche Mass Hinausgehende, die grossherzige Utopie des Lebens in Fülle für alle.

Genug – Hoffnung der Armen

Spiegeln die biblischen Geschichten von Hunger und Sattwerden, von Genüge, ja, vom Übrigbleiben der Brocken, eine Grundhaltung der Grosszügigkeit? Oder ist das eine religiöse Romantisierung? Sind es nicht vielmehr Geschichten, die das schwere Leben der mehrheitlich armen Menschen beschreiben: Hunger, Schuldendienst, Sklaverei. In einer Ökonomie der Kargheit muss man sich wenigstens auf die Solidarität der Gemeinschaft verlassen können. Wer nachts an die Tür des Nachbarn klopft und um Nahrung für einen Gast bittet, darf darauf hoffen, dass sie oder er sie bekommt (Lk 11,5ff.). Man kennt den Mangel und bittet um Hilfe. Im Mittelpunkt der biblischen Geschichten um Genüge steht die Solidargemeinschaft der Menschen, die aufeinander angewiesen sind. Man teilt und man beschenkt einander. Auf diese Weise nimmt man einander in Pflicht. Man steht immer in der Schuld von anderen, aber man hat auch Kredit bei ihnen. Diesmal habe ich Hilfe gewährt, das nächste Mal werde ich vielleicht selbst darum bitten müssen.

Keinen Überschuss und keinen Mangel

Genug hat mit Begrenzung zu tun, mit Balance. Es geht darum, im rechten Lot zu sein, weder Mangel zu leiden, noch in Verschwendung zu leben. Im übertragenen Sinn wird je-

der Zustand begrenzt, der Menschen bedrängt und niedrig hält: Hunger, Krankheit, Angst, jede Art von Leiden. Die grossen biblischen Utopien vom Leben in Fülle sagen dazu: «Genug!»

In den biblischen Geschichten von *Genüge* und *genug* geht es oft um die elementaren Lebensmittel, um Essen, Trinken, Wasser für Mensch und Tier, Regen für die Felder, überhaupt um das, was in der heutigen Ökonomie und in der Menschenrechtsdebatte als Grundbedürfnisse bezeichnet wird. *Genug haben* heisst in der Geschichte vom Manna und den Wachteln in der Wüste nichts übrig zu lassen und nichts zu horten. Für das Wunder der «bedingungslosen Grundversorgung» gilt, dass man es nicht auf Vorrat haben kann. Es ist das tägliche Brot, das jeden Tag eingesammelt werden muss. Jede Person sammelt, soviel sie für den Eigenbedarf nötig hat. Als alles Gesammelte gemessen wird, stellt sich heraus, dass «die Vielsammler keinen Überschuss und die Wenigsammler keinen Mangel» haben, sondern alle die Ration eines Tages, von der nichts übrigbleiben soll (Ex 16,18). Wer doch versucht, auf Vorrat zu raffen, wird enttäuscht: Schon am nächsten Tag ist das Manna verdorben.

Auch im Unservater bittet Jesus um das tägliche Brot «für heute» – morgen müssen wir es neu erbitten und uns an der Zusage festhalten, dass der morgige Tag für das Seine sorgen wird (Mt 6,34).

sammeln und horten

Die Erfahrung, dass die Grundnahrung jeden Tag neu erworben werden muss, machen auch heute noch viele Menschen: Eine geschätzte Milliarde der Weltbevölkerung hungert.

Anders in unserem Land, das eines der reichsten und bestversichertsten Länder der Welt ist und das seinen Wohlstand nicht zuletzt der Tatsache verdankt, dass es weiss, wie man mit Überschuss und Überfluss umgeht. Hier geht es nicht mehr um das Horten der kleinen Brötchen. Eher schon darum, dass in der Finanzwirtschaft Wetten darauf abgeschlossen werden, dass das Manna auch morgen und übermorgen üppig, ja, noch üppiger vom Himmel fallen wird und dass die schnellen und geschickten SammlerInnen möglichst ungehindert aufnehmen dürfen, soviel sie wollen. Gottes Güte und der Reichtum der Schöpfung als Geschäftsgrundlage für die Vermehrung von Geld. Einen solchen Gebrauch der Ressourcen, die die Erde zur Verfügung stellt, verurteilt Exodus 16 auf eindrückliche Weise.

Wunder des Sattwerdens

In den biblischen Speisungswundern spielt das, was Menschen erübrigen können, eine Rolle. Auch arme Menschen (unter denen mehrheitlich Frauen sind) haben noch irgendetwas *übrig*, eine Handvoll Mehl im Topf und ein Quäntchen Öl im Krug, so wie die Witwe in Zarpas, die aus der Tiefe ihrer Armut mit Elia teilte (1Kön 17). In der Geschichte von der Brotvermehrung (2Kön 4) bringt ein offensichtlich wohlhabender Mann dem Propheten Elisha zwanzig Gerstenbrote und neues Getreide als rituelle Erstlingsgabe nach der Ernte und es genügt, um die hungrige Menge zu nähren. Als sich die Jüngerinnen und Jünger Jesu Sorgen machen, wie 5000 Menschen satt werden sollen, finden sich fünf Brote und zwei Fische und alle bekommen genug (Mt 14)! Es gibt immer eine materielle Basis, auf der sich das Wunder entfaltet. Dass die Menschen selbst etwas beitragen

zur Überwindung einer Notsituation, hilft ihnen, ihre Würde zu bewahren und erhält die Solidargemeinschaft: Was vorhanden ist, gehört allen und wird geteilt.

was übrig bleibt

Und dann, wenn alle gegessen haben, bis sie satt sind, bleibt auch etwas übrig, denn «so spricht die Ewige: Esst und es wird übrig bleiben» (2Kön 4,43). Sich nähren und nichts übrig lassen (nichts verschwenden) – sich satt essen und erfahren es ist mehr als genug, es bleibt etwas übrig, so dass noch andere davon essen können. Ein Paradox? Den Zusammenhang bildet das fein kalibrierte *genug*, die Begrenzung, die aber für das Bedürfnis jeder Person verschieden ist. Es bleibt immer etwas übrig, weil sich die Bedürfnisse der Verschiedenen untereinander ausgleichen, wenn der Sinn nicht auf Bereicherung, sondern auf Genüge für alle gerichtet ist. Dass das Übriggebliebene sorgfältig gesammelt, gemessen und bekannt gegeben wird (zwölf Körbe, Mt 14,20; sieben Körbe, Mt 15,37, ...), soll auf Gottes grosszügiges Erbarmen verweisen, das die Menschen Fülle des Lebens erfahren lässt. Es zeigt aber auch die Fähigkeit der Solidargemeinschaft, ein Mass an ausgleichender Gerechtigkeit herzustellen! Auch heute, und auch in unserer Gesellschaft leben Menschen von dem, was übrig bleibt: Die Lebensmittel der Grossverteiler kommen zum Verfalldatum auf die «Tafel»!

genügend ist nicht genug

In der schottischen Iona Community heisst es in der Erklärung ihrer Regel, dass die Erde zwar die Bedürfnisse aller, nicht aber ihre Wünsche (wants) befriedigen könne. Doch das scheint zu kurz gegriffen. Wir alle haben Wünsche. Sie sind der Motor unserer Kreativität und halten unsere Sehnsucht nach dem guten Leben für alle aufrecht. Das Versprechen des guten Hirten, Leben und Fülle (Luther übersetzt *volle Genüge*) für die Seinen zu bringen (Joh 10,10), zielt nicht nur auf die Befriedigung der Grundbedürfnisse, sondern auf jenes Mehr des Überfließens, das das Leben schön macht.

Damit Menschen die Sorge «was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns bekleiden?» (Mt 6,25) hinter sich lassen und in einen Raum der Freiheit eintreten können, braucht es deshalb *etwas mehr als genug*. Um eine schöne Tat zu tun, um Freude und Lust des Lebens zu spüren, braucht es Befreiung von sklavischen Lebensbedingungen und einen gelegentlichen Moment des Luxus. In der Bibel ist *Genüg-/Genug-samkeit* ein Bild für das gute Leben, das ungefährdete Sitzen im eigenen Haus, der Genuss von den Früchten des eigenen Weinbergs, die Möglichkeit, das Leben selbst zu gestalten. Aber da werden auch Feste gefeiert, Wasser wird zu Wein (zu besonders gutem!) und ein Jahreseinkommen wird für teures Parfum ausgegeben – um der Liebe willen. Es muss dann und wann Überfluss geben, damit «die freundliche Zuwendung» Gottes erfahrbar wird – aber *genug* begrenzt auch den Überfluss! ■

Reinhild Traitler ist Co-Leiterin des Europäischen Projekts für Interreligiöses Lernen (EPIL) und Vorstandsmitglied der Interreligiösen Konferenz europäischer Theologinnen (IKETH).

Ça suffit!

Anmerkungen zu Suffizienz und Herrschaft

Uta von Winterfeld

Alltagssprachlich ist die Suffizienz dem Deutschen bis heute fremd geblieben. Anders etwa im Italienischen, wo mit «è sufficiente» jemandem gesagt werden kann, dass auf dem Tisch ausreichend Brot vorhanden und nicht mehr davon erforderlich sei. Anders auch im Französischen. Unsere französische Lehrerin rief das energische «Ça suffit!» stets dann in die Klasse, wenn sich unser Aufmerksamkeitspegel eher nicht auf ihre Ausführungen richtete, sondern in ganz anderen Abenteuern zunehmend hörbar unterwegs war.

Ça suffit: Es reicht, es ist genug, es braucht nicht mehr. Suffizienz stellt sich dem ständigen Wachstum kritisch entgegen. Im Dreiergespann von Effizienz, Konsistenz und Suffizienz ist sie der einzige Nachhaltigkeitszugang, der dem Imperativ des Wirtschaftswachstums widerspricht. Darum scheint sie für kapitalistisches Wirtschaften, das stets mit der Vermehrung von Geld und Gütern befasst ist, nicht brauchbar. Diesen Gedanken formulierte der Biologe und Theologe Günter Altner vor fast zehn Jahren auf einem Suffizienzworkshop in Wuppertal. Der Gedanke inspiriert mich bis heute. Meine eigenen Überlegungen gehen dahin, das kritische Potential der Suffizienz nicht wachstums-, sondern herrschaftskritisch anzulegen.

Nach dem Wachstum

Es war der Soziologe und Theologe Wolfgang Sachs, der den Suffizienzbegriff zu Beginn der 1990er Jahre von der internationalen in die deutsche Debatte transportiert und der Effizienz gegenüber gestellt hat. Im Hintergrund standen Ansätze wie «Small Is Beautiful. Economics As If People Mattered» (auf Deutsch erschienen unter dem Titel: Die Rückkehr zum menschlichen Mass. Alternativen für Wirtschaft und Technik) von Ernst Friedrich Schumacher oder die Überzeugung von Herman Daly, dass nicht die Ökonomie, sondern die Natur bzw. der Naturhaushalt das umgreifende und übergeordnete Prinzip sei.

Die Suffizienz hatte es zunächst schwer, denn sie wurde vor allem auf die Konsumseite bezogen: Der Lebensstil müsse sich ändern. Die Konsumseite ist jedoch im zeitgenössischen Wirtschaften gegenüber der Produktionsseite und ihrem Effizienzstreben stets in einer reaktiven Position. Ausserdem wurde die Suffizienz – und zwar von ihren Protagonisten wie von ihren Antagonistinnen – verzichts-ethisch gespickt und damit tendenziell ins unbeliebte Abseits manövriert.

Die weiteren Entwicklungsstränge sind vielfältig. So hat Wolfgang Sachs darauf hingewiesen, dass oft Suffizienz gemeint sei, wenn von Effizienz und Einsparung gesprochen werde. Und schliesslich erhielt die Suffizienz Aufwind durch die von der Ökonomin Angelika Zahrt und dem Öko-

nomen Niko Paech wesentlich mit-initiierte Postwachstumsdebatte.

Es reicht!

Ça suffit! Es reicht! Dieser dem Französischen entnommene Suffizienzgebrauch bringt einen anderen Tonfall und eine andere Perspektive in die Debatte. Sie richtet sich nicht auf die Einsicht zum Weniger, sondern auf die Zumutungen des Zuviel: Es reicht! mit der Naturausbeutung. Es reicht! mit der Naturbeherrschung.

Beherrschung der Natur

Hier betritt ein der neuen Zeit und der Moderne in die Wiege gelegtes Rationalitätsmuster die Bühne, das ältere Wurzeln hat. Das Problem lässt sich trefflich mit einem der zentralen Protagonisten illustrieren: Francis Bacon. Sein im Jahre 1620 veröffentlichtes «Neues Organon» enthält eine Naturbeherrschungsphilosophie, die mit der Formel «Wohlstand durch Naturbeherrschung» zusammengefasst werden kann. Francis Bacon zufolge kommt alles darauf an, die Natur den menschlichen Anliegen und Vorteilen gehorsam zu machen. Diese Formel ist bis heute gültig. Ansätze wie die Ozeandüngung (mit Eisen, um den Klimawandel zu bremsen) spiegeln die Bacon'sche Hoffnung wider, die mechanischen Künste (heute: Technik) vermöchten im Wettlauf mit der Natur zu gewinnen.

Machet die Erde untertan ...

Bacon hat, so wird ihm nachgesagt, die Philosophie vom Himmel auf die Erde geholt. Dazu muss er ein christliches Tabu brechen und die Naturbeherrschung vom Makel der Sünde befreien. In seiner Programmschrift «Neues Organon» betont er, dass dem menschlichen Geschlecht Kraft einer göttlichen Schenkung ein Recht über die Natur zukomme. Und er beteuert, dass es eine reine, unbefleckte Naturerkenntnis gewesen sei, mittels derer Adam den Dingen, ihren Eigentümlichkeiten entsprechend, die Namen gab. Dies sei aber keineswegs, wie allgemein behauptet werde, Grund oder Anlass für den Sündenfall gewesen. Vielmehr erkläre sich dieser aus der Begierde, über moralisches Wissen zu verfügen, das über Gutes und Böses entscheidet.

Die Absicht von Francis Bacon ist, eine neue, tätige Wissenschaft zu errichten und den menschlichen Geist vom Gift der Schlange zu befreien. Damit bezieht sich Francis Bacon auf beide Schöpfungsgeschichten der Genesis und vermischt sie miteinander: Der Herrschaftsauftrag aus Gen 1 und die Tatsache, dass Adam den Tieren Namen gibt (Gen 2), werden in einer Linie gelesen, davon wird das Ereignis mit der Schlange (Gen 3) getrennt. Den umstrittenen Satz «Dann segnete Gott sie, indem Gott zu ihnen sprach: «Seid frucht-

bar, vermehrt euch, füllt die Erde und bemächtigt euch ihrer. Zwingt nieder die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels und alle Tiere, die auf der Erde kriechen.» (Gen 1,28) interpretiert Bacon herrschaftslogisch. Sein männlich vorgestellter Geist hat ein Recht über und auf seine weiblich vorgestellte Natur. Der Bezug auf die Schöpfungsgeschichten dient dazu, die Unschuld dieser herrschaftlich angelegten Naturerkenntnis nachzuweisen.

Ça suffit! Denn die unschuldig-männlich-geistige Naturbeherrschung und die tätige Wissenschaft haben die durch den Fluch widerspenstig gemachte Natur (Gen 3,17 und 4,11-12) eher nicht in paradiesische Zustände zurückversetzt. Und der erhoffte Wohlstand mittels Naturbeherrschung ist bis heute nur für einige wenige eingetreten.

... und traget ihr Sorge!

So ist es Zeit, die Geschichte anders zu interpretieren und zu erzählen und gerade jene Aspekte zu stärken, die in der Bacon'schen Erzählung ausgeblendet werden. Neben das Recht als Bestimmung *über* etwas tritt dann die Verantwortung *für* etwas – Sorge dafür zu tragen, dass es den Anderen gut geht. Dazu passt die Namensgebung entsprechend der Eigenart, denn sie bedeutet auch, ein Stück Wesen der Anderen und des Anderen zu kennen und auf einer tieferen Ebene zu versuchen, sie und ihn und es zu begreifen.

Damit wird zugleich eine Annäherung an das möglich, was eine zentrale Herausforderung nachhaltiger Entwicklung ist: Rücksicht zu nehmen auf andere, auf künftige Generationen, die wir noch nicht kennen können, und auf die ausermenschliche Natur. Diese Annäherung ist jedoch mit der skizzierten Herrschaftslogik nicht möglich. Vielmehr erfordert sie einen Perspektivenwechsel, der von der Pflege, der Fürsorge, der Sorge ausgeht.

Suffizienz und Vorsorgendes Wirtschaften:

Hier angelangt soll die Suffizienzperspektive auf drei Handlungsprinzipien bezogen werden, die vom Frauennetzwerk Vorsorgendes Wirtschaften entwickelt worden sind: Vorsorge, Kooperation und Orientierung am für das gute Leben Notwendigen.

Vorsorge

Die Sorge um die Zukunft führt zur Vorsorge in der Gegenwart. Die englische Zeitforscherin Barbara Adam legt dar, wie dem Nachhaltigkeitsgebot widersprechend derzeit die Zukunft durch die Gegenwart vereinnahmt wird. Sei es, weil Kredit auf sie aufgenommen wird, sei es, weil endliche Ressourcen von und für die Gegenwart vereinnahmt werden oder sei es, weil die Naturgrundlagen dauerhaft verschmutzt und geschädigt werden. So enthält der ökologische Fussabdruck zugleich einen Zeitabdruck. Die Verbindung von Vorsorge und Suffizienz

liegt darin, die zeitausgreifende Kolonialisierung der Zukunft zurückzunehmen und im gegenwärtigen Wirtschaften für die Zukunft mit- und vorzusorgen.

Kooperation

Doch die Totalisierung von Wettbewerb und Konkurrenz verführen zur Sorglosigkeit und dazu, das jetzt Mögliche im Wettlauf mit anderen und zum eigenen Vorteil möglichst schnell und in möglichst grossem Umfang erreichen zu wollen. Wird hier eine begrenzende suffiziente Perspektive angelegt, so können Kooperationspotenziale sichtbar werden und so kann das Raum greifen, was der russische Biologe Peter Kropotkin das «Prinzip der gegenseitigen Hilfe» genannt hat.

gutes Leben

Suffizienz in Verbindung mit der Orientierung am für das gute Leben Notwendigen begrenzt das Gewinnstreben. Der Erhalt und die Gestaltung von Lebensgrundlagen erhalten Vorrang vor den guten Geschäften und letztere sind an ersteren auszurichten – nicht umgekehrt.

Suffizienz richtet sich gegen die Verlockungen und gegen die Zumutungen des Zuviel – damit etwas Anderes, damit andere Zukünfte möglich werden. ■

Uta von Winterfeld ist Politikwissenschaftlerin, Projektleiterin am Wuppertal Institut und Privatdozentin an der Freien Universität Berlin. Sie gehört dem Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften an.



Was ist genug?

Ilsebills Streben und Hansens Glück

Moni Egger

«Bedürfnisse und Begehren [sind] zu unterscheiden: Ebenso wie die Bedürfnisse äussert sich das Begehren in Wünschen und Wollen. Doch während die Bedürfnisse dafür sorgen, dass Menschen (über)leben können, dass sie beispielsweise nicht verhungern oder erfrieren, drückt sich im Begehren die Sehnsucht nach einem ›Mehr‹ aus, das dem Auf-der-Welt-Sein Sinn gibt. Während es im Zusammenhang mit den Bedürfnissen ein Genug gibt, bezieht sich das Begehren immer auf ein ›Mehr‹, auf Fülle. ... Manchmal wird das Begehren mit bestimmten Inhalten verwechselt, an denen auch dann noch festgehalten wird, wenn das Begehren längst woanders ist.»¹

genug von alten Bildern

Märchen wissen von Gier und Genügsamkeit, von Begehren als Anstiftung, über sich selbst hinaus zu wachsen und vom Kampf um Befriedigung der Grundbedürfnisse. Besonders bekannt und beliebt sind zwei Märchen aus der Grimmschen Sammlung, die sich auf gegensätzliche Weise mit dem Thema «genug» auseinandersetzen. «Von dem Fischer und seiner Frau» erzählt von Ilsebill, die sich vom Pisspott bis in den Himmel wünscht und schliesslich wieder im alten Elend landet. «Hans im Glück» hingegen verliert lachend über mehrere Etappen all seinen Lohn. Da haben wir's wieder einmal: Hybris und masslose Gier ist weiblich, so war's schon bei Eva und so ist's auch bei Ilsebill (und so wird's demnach auch immer sein). Und dem nicht genug, beide verführen auch ihre Männer, an der sündhaften Übertretung mitzuwirken (was 1812 auch die Brüder Grimm in ihrem Kommentar zum Märchen anmerkten). Wie löblich dagegen der genügsame Hans, der in jeder Lebenswende sein Glück findet. – Jaja ... Nein! Nein!

Hans, blind vor Glück

Der Schwank vom Hans im Glück kann geradezu als Anti-Märchen bezeichnet werden: Der Held zieht nicht in die Welt, sondern heim zur Mama; er gewinnt nichts, sondern verliert nur; er gibt sein Gut nicht aus Mitleid, sondern aus Dummheit. Dass er sich dennoch glücklich wähnt, ist der Gipfel der Ironie. Alle Tauschgeschäfte fallen zu Hansens Ungunsten aus. Zum Tausch animiert ist Hans jeweils durch banale Motive: Er ist zu träge, zu Fuss zu gehen; er fürchtet sich vor dem Pferd; er möchte Milch und Butter; er mag lieber Schweinefleisch als solches der Kuh usw., bis er beim Trinken am Brunnen noch das Letzte verliert, was ihm blieb. Solcherart von momentanen Lüsten getrieben gibt Hans jedes Mal frohgemut wieder her, was er kurz zuvor gerade noch unbedingt haben wollte. Er kehrt schliesslich mit lee-

ren Händen zur Mutter heim und merkt nicht einmal, wie er Mal um Mal übers Ohr gehauen wurde. Glück mag ich dem nicht sagen, so lieb mir der Gedanke auch ist, dass Glück nicht von Materiellem abhängt. Aber Hans hat für seine Tauschgeschäfte eben gerade nicht dieses Motiv. Es geht ihm sehr wohl darum, die eigene Lust zu befriedigen. Er merkt einfach nicht, dass er dabei objektiv gesehen nur verliert. Das macht ja erst die Ironie des Schwanks aus.

Ilsebill, raus aus dem Elend

Etwas komplizierter ist die Sache beim Fischer und seiner Frau. Ausgangspunkt ist hier grosse materielle Not. Ähnlich wie Hans verkennt der Fischer den Ernst der Lage. Ohne Hinweis von Ilsebill wäre er gar nicht auf die Idee gekommen, dass er in einem Mangelzustand lebt: «Was sollte ich mir wünschen?», fragt er ganz naiv, nachdem er den sprechenden Fisch gefangen hat. Auch hier zeigt der Verlauf des Märchens, dass dahinter keine Haltung der Bescheidenheit steckt. Vielmehr ist es die Angst vor Veränderung, die dem Fischer jeden Fortschritt verwehrt: «Jetzt soll es so bleiben», sagt er Mal um Mal nach Erfüllung eines Wunsches seiner Frau. Der Mann selbst wird nicht aktiv, er rennt nur als Vermittler zwischen seiner Frau und dem Butt hin und her. Ilsebill hingegen erkennt die Not und auch den möglichen Ausweg daraus. Sie ist zielstrebig und kann damit viel bewirken. Nachdem es zunächst um die Befriedigung eines Grundbedürfnisses geht (Wärme und Schutz), entwickelt sich ihr Wünschen und Wollen in Richtung Begehren. Sie wird König, Kaiser und schliesslich Papst (stets in der männlichen Form!).

Bedürfnis und Begehren

Ilsebills Problem könnte darin liegen, dass sie nicht beachtet, wie der Hintergrund ihrer Wünsche sich ändert. Aus dem Bedürfnis nach einem menschenwürdigen Leben wird das Begehren nach Selbstentfaltung (dafür steht im Märchen die Königs-Rolle). Solches kann aber nicht durch blosses Wünschen gestillt werden. Selbstentfaltung braucht die eigene Tat, sie kann nicht delegiert werden. Es geht hier nicht um Hybris und Selbstüberschätzung. Dass die Wünsche immer grossartiger werden zeugt nicht von Gier, sondern davon, dass das Begehren nicht erfüllt wurde. Statt dessen wurde stets nur ein äusseres Pseudobedürfnis kurzfristig gestillt. Dass in solchen Fällen nach dem nächst grösseren Wagen, dem noch besseren Fernseher, dem noch ausgefalleneren Schmuck verlangt wird, ist ein bekanntes Muster.

«Natürlich hast du immer davon geträumt, dass es einmal anders werden wird», beginnt Reinhild Traitler ein literarisches Gespräch mit Ilsebill.² Ja, stellen wir uns vor, wir würden nicht davon träumen und so wie der Fischer uns ohne

Nachdenken mit dem Pisspott zufrieden geben! Wir hockten im besten Fall immer noch nackt im Paradies. Eher aber wäre wohl das göttliche Abenteuer «Mensch» längst gescheitert und vergessen.

Beziehungsgeschichte

Im Verlauf des Märchens steigern sich Tempo und Übertreibung in der Wunscherfüllung. Die vorletzten drei Wünsche von König, Kaiser, Papst geschehen an einem einzigen Tag! Der dazugehörige Hofstaat wird immer phantastischer. Und die Zufriedenheit Ilsebills hält kaum mehr einige Atemzüge. Ilsebill spürt, dass das Erreichte nicht dem entspricht, was sie wollte, dass es ihr nicht entspricht. Das Wünschen verselbstständigt sich und gerät zu einer Art Sucht: «... die Frau aber konnte gar nicht einschlafen und warf sich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere und dachte immer darüber nach, was sie wohl noch werden könnte, und konnte sich doch auf nichts mehr besinnen.» Die Frau drängt ohne Rast und Ruh immer weiter. Der Fischer seinerseits bestaunt jedes Mal seine Frau: «Das steht dir gut», sagt er zu ihr – und merkt nicht, dass es eben *nicht* gut ist. Mir scheint, hier liegt ein weiterer Schlüssel zum Märchen: Es wird eine Beziehungsgeschichte erzählt. Anfang und Schluss des Märchens weisen darauf hin: «Es war einmal ein Fischer und seine Frau, die wohnten zusammen» – «und da sitzen sie noch bis auf den heutigen Tag». Es ist die Geschichte von beiden: Ein Paar, das sich gegenseitig negativ verstärkt. Sie ist zielstrebig, er ängstlich blockierend, sie weiss um das Nötige, er hätte die Verbundenheit zur Naturkraft, kann sie aber nicht nutzen. Und beide erkennen nicht, was sie selbst tun sollten, was dem Gegenüber gut täte und was für sie als Paar das Beste wäre.

genug ist genug

Am Schluss sitzen sie wieder im Pisspott. Das klingt sehr nach Strafe. Aber das will mir nicht passen und so suche ich nach anderen Möglichkeiten des Verstehens. Zweierlei bietet sich mir an. Zunächst anthropologisch: Da sitzen sie wieder. Aber es ist nicht das gleiche Sitzen. Mit etwas Glück und etwas Verstand haben sie gemerkt, dass Begehren nicht auf Inhalte reduziert werden kann. Dass also ihr Dasein nicht vom Äusseren abhängt, sondern davon, wie sie es gestalten. Gemeinsam haben sie das beste Potential dazu – wenn sie denn lernen, wirklich zusammenzuspinnen, statt zu drängen (sie) und zu verweigern (er). Das Märchen erzählt davon zwar nichts – aber ich wünsche es den beiden von Herzen. Und dann theologisch: Ilsebill will so sein wie Gott. Im Grunde ist auch das nicht überheblich, sondern biblisch grundgelegt. Gott schafft die Menschen als Ebenbild Gottes. So auch die alten Kirchenväter: Gott wurde Mensch, damit der Mensch vergöttlicht werde. Das Streben nach Gottähnlichkeit ist urchristliches Streben. Die Crux ist nicht der Wunsch an sich, sondern die Vorstellung dieser Ähnlichkeit. Ilsebill macht «so sein wie Gott» daran fest, die Sonne aufgehen lassen zu können. Die vom Butt gewährte Konsequenz hingegen ist, dass Ilsebill und ihr Mann wieder in ihrem Pisspott sitzen. Und wenn ich nun davon ausgehe, dass das nicht Strafe ist, sondern Wunscherfüllung? Dann sagt uns das etwas über des Fischerpaares Gottähnlichkeit aus. Diese hat also etwas damit zu tun, den Ort auszufüllen, der einem wirklich entspricht und ganz zu sich selbst zu kommen. Weder Ilsebill noch der Fischer waren ja be-fried-igt mit König-



Kaiser-Papst. Und etwas Zweites. Gott kommt nicht im Prunk zur Welt, sondern im armseligen Stall. Das Streben nach Reichtum und Macht ist menschliches Streben. Gottähnlichkeit zeichnet sich gerade durch die Umkehrung dieser Werte aus. Das hatte Ilsebill bestimmt nicht im Sinn bei ihrem Wünschen. Und ihr Mann ebenso wenig – das stürmische Meer lese ich als Ausdruck seiner Angst. Aber vielleicht haben sie ja verstanden und das Märchen hört eigentlich so auf: Da sitzen sie noch bis auf den heutigen Tag – und sind zufrieden und froh.

Und wenn *sie* nicht verstanden haben, so können zumindest *wir* verstehen und uns vehement und laut gegen die frauenfeindliche und darin gotteslästerliche Auslegung dieses Märchens positionieren. ■

¹ Ursula Knecht, Caroline Krüger u.a., ABC des guten Lebens, Darmstadt 2012, 32–33.

² Reinhild Traitler, Ilsebill. Die Frau, die nicht weiss, was sie werden will, DAS MAGAZIN, Tages-Anzeiger und Berner-Zeitung BZ, Nr. 4, 27./28 Januar 1989.

Moni Egger, Dr. theol., ist FAMA-Redaktorin und bekommt nie genug von Märchen.



Genug – ein Lebensgefühl

Sabina Poulsen

Wie können wir Menschen zu einem Gefühl von «genug haben» kommen? Warum gibt es Menschen, die das Gefühl haben, immer zu kurz zu kommen und nie genug zu haben? Hat unsere Gesellschaft, die immer noch mehr, noch neuere, noch teurere Gegenstände haben muss, etwas damit zu tun? Was hat Spiritualität damit zu tun?

Lebensweisheit

«Wenn die Kinder klein sind, gebt ihnen Wurzeln, wenn sie gross sind, schenkt ihnen Flügel.» Diese Lebensweisheit unbekannter Herkunft zeigt die symbolische Wichtigkeit von zwei Kräften auf, welche in der Persönlichkeit eines Menschen vorhanden sein müssen, damit er oder sie mit Selbstsicherheit im Leben zu stehen vermag.

Wurzeln schlagen

Wurzeln sind ein Bild für Nestwärme, Sicherheit und Geborgenheit. Sie vermitteln das Gefühl, geliebt und geschätzt zu werden. In warmen, verwurzelnden Beziehungen geborgen kann ein Kind Wurzeln in sich wachsen lassen und ein gutes Selbstgefühl entwickeln, was ihm oder ihr dann ermöglicht, selber auf andere zuzugehen. Wer in der Kindheit ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit vermittelt bekam, kann später aus dieser Quelle schöpfen und selber anderen wieder weitergeben, aber auch dafür sorgen, dass andere genug haben. Menschen, die in der Kindheit nicht genug von dieser Qualität bekommen, müssen später in meist mühsamen

Prozessen lernen, diese Grundgefühle über Selbstfürsorge und Selbstliebe in ihr Leben zu bringen. Häufig holen sie sich dann dafür auch therapeutische Hilfe.

Ich erinnere mich an eine Frau, die beruflich erfolgreich war, aber immer wieder das Gefühl hatte, in persönlichen Beziehungen nicht genug zu bekommen, ausgenutzt zu werden, zu kurz zu kommen. Es stellte sich heraus, dass sie zwar materiell gut versorgt aufwuchs, jedoch emotional sehr vernachlässigt worden war. Sie hatte nie gelernt, es wert zu sein, dass man sich um sie kümmerte. So konnte sie sich auch nicht um sich selbst kümmern. Wenn sie für Mahlzeiten mit ihren Kindern Lebensmittel einkaufte, gelang ihr das schnell und effizient. Als die Kinder aber ausgeflogen waren, stand sie lange vor den Gestellen und wusste nicht, worauf sie eigentlich Lust hatte. Am Schluss kaufte sie das ein, was sie auch für die Kinder gekauft hätte. Für sich selber Kleider zu besorgen war ihr ein Gräuel, da sie keine Ahnung hatte, was ihr gefiel. Daher konnte sie auch in Beziehungen ihre Bedürfnisse nie richtig einbringen.

Langsam lernte sie in der Therapie, zuerst in diesen kleinen Alltagsdingen ihre Bedürfnisse wahrzunehmen und sich für ihre Anliegen einzusetzen und so Wurzeln wachsen zu lassen. Später gelang es ihr immer mehr, dies ebenfalls in Beziehungen einzubringen. Einerseits vermochte sie, sich von gewissen einseitigen Beziehungen zu lösen. Andererseits konnte sie in ihr wichtigen Beziehungen immer mehr die eigene Bedürftigkeit zeigen sowie grosszügig und fürsorglich für andere da sein. – Zu ihrem eigenen Erstaunen führte das dazu, dass sich, als sie einmal länger krank war, bereitwillig verschiedene Menschen um sie kümmerten.

Flügel ausspannen

Ein Mensch mit Flügeln kann sein oder ihr Leben als ein bewegtes erleben, dabei Veränderungen und unerwartete Entwicklungen auch als Wachstumschance sehen, von Leidvollem genesen und wieder weitergehen. Er oder sie vermag auszufliegen, sich vom Gewohnten wegzubewegen und Neuland zu entdecken für sich und andere. Auf diese Weise kann er oder sie die aus den eigenen Wurzeln geschöpfte Kraft in die Welt hinaustragen und weiterschicken.

Fliegt man aber aus, ohne genügend Wurzeln zu haben, bedeutet dies, den Boden der Realität zu verlieren, zu weit fliegen zu wollen, zu hoch hinaus wie damals Ikarus. Über die eigenen Kräfte hinauszugehen, ohne zu merken, wie die Seele und der Körper leiden. Den Kontakt zu den Wurzeln zu verlieren.

Eine Frau suchte mich auf in einer tiefen Erschöpfungsdepression, am Rande eines Burn-outs. Sie hatte vor knapp einem Jahr die Stelle gewechselt, fand ihre Aufgabe extrem spannend und kreativ. Das hatte sie ungemein beflügelt. So sehr, dass es ihr egal war, Überstunden zu machen, bis 40 Stunden im Monat. Alles war so spannend, ihr Team sprühte vor Lebendigkeit. Alles fühlte sich gut an, bis ihr ein kleiner Fehler unterlief. Die Kritik daran führte bei ihr zu einem unerwarteten Zusammenbruch, begleitet von Symptomen wie Atemnot, Herzrasen und Übelkeit, weshalb sie krank geschrieben werden musste. Nur langsam konnte sie in der gemeinsamen therapeutischen Arbeit die Zusammenhänge sehen, wie sie sich selber immer mehr dem Sog des Fliegens (immer mehr, immer höher) hingegen und dabei ihren eigenen Körper und ihre Seele vernachlässigt und missachtet hatte. Sie pflegte keine Freundschaften mehr, hatte auch den Sport aufgegeben. Zu Hause schlief sie fast nur noch, sobald sie dort angelangt war. – Langsam lernte sie, wieder mit all dem in Kontakt zu kommen, was ihr Leben ebenfalls lebenswert machte. Sie verband sich wieder mit ihren Wurzeln.

Geflügelte Schlange

In verschiedenen Kulturen wurde ein Fabelwesen in Form einer gefiederten, geflügelten Schlange verehrt. Dieses Fabelwesen ist für mich ein ausdrucksstarkes Symbol für die beiden Kräfte, die im Menschen in ein möglichst gutes Gleichgewicht kommen sollten. Die kriechende Schlange, die ganz nah an der Erde, zum Teil sogar verborgen von der Pflanzenwelt ihren Weg sucht, immer in direktem Kontakt mit dem Boden. Sie hat aber auch Flügel und kann sich hochschwingen in die Luft, dies mit all der Erfahrung, die sie vom Boden, der Erde mit sich bringt. So hat sie die Möglichkeit, das bewegliche, veränderliche Reich der Lüfte zu erobern und mit Erde und Himmel in Verbindung zu bleiben. Dieses Fabelwesen hat genug von beidem: Genug Boden, Erdverbundenheit sowie Kontakt zur Realität und genug Luft, Beweglichkeit sowie Kontakt zu Visionen.

Die Rolle einer spirituellen Praxis

Wir leben in einer Zeit und einer Welt, in der das Fliegen höher geschätzt wird als das Wurzeln Schlagen. Eine Zeit, in der Geschwindigkeit über die Langsamkeit herrscht. Ich glaube, dass wir in dieser sich schnell verändernden Zeit darauf angewiesen sind, Menschen zu haben, die starke, aus den Wurzeln genährte Flügel haben, um neue Ideen zu entwickeln, welche sowohl die eigenen als auch die Ressourcen dieser Erde schonen.

Hilfreich kann hierfür die Beschäftigung mit einer spirituellen Praxis sein. Meditation, Kontemplation, verbunden mit Körperarbeit – Yoga oder Tai Chi zum Beispiel – unterstützen die Wurzelkraft, indem sie die Wahrnehmung schulen für die Unterscheidung von eigenem inneren Erleben und äusseren Einwirkungen. Achtsamkeit gegenüber anderen und sich selber ist in den meisten spirituellen Praktiken ein wichtiges Lernziel. Das tiefe Gefühl von Verbundenheit, das sich in regelmässig praktizierter Meditation entwickelt, schenkt Boden, der unabhängig von der Zuwendung durch andere Personen erworben werden kann. Spirituelle Praxis lehrt uns ebenfalls, unsere Bedürfnisse, die Gier nach mehr, schöner, weiter, höher zu zügeln: Durch sie können wir lernen, die Verbundenheit mit der Menschheit stärker zu werten als die Verbundenheit zur Materie. Körperarbeit ist eine wichtige Begleiterin in der spirituellen Praxis. Sie leitet an, auf die Signale des Körpers zu achten sowie Körper, Seele und Geist als Einheit wahr- und ernst zu nehmen. Auf diese Weise lässt sich die gefiederte Schlange in sich selbst lebendig erhalten oder wieder zu neuem Leben erwecken.

Zeitgemässe Spiritualität

Die spirituelle Praxis sollte jedoch keine zurückgezogene, in sich selber versunkene Mystik sein. Kein Rückzug in die Einsiedelei ist gefragt. Wir brauchen eine Art «soziale Spiritualität». Meditation sowie soziales und ökologisches Handeln müssen miteinander verbunden werden. Aus der Kraft der «Wurzel-Flügel-Verbundenheit» soll ein handelnder, sich mit dem ganzen Erdball verbindender Mensch wachsen und sich entwickeln. Ein solcher Mensch vermag nämlich aus der eigenen Tiefe schöpfend den Wandel, der in dieser Welt ansteht und gefordert ist, in Bewegung zu bringen.

Joanna Macy, eine amerikanische Tiefenökologin und Buddhistin, bringt das in einem Interview anschaulich zum Ausdruck:

«Statt einer nur nach innen gerichteten Versenkung entsteht damit eine ‚soziale Mystik‘, in der Meditation und soziale oder ökologische Aktion eins werden. Diese Ansätze sind ein wesentlicher Zweig im Buddhismus, waren schon immer im islamischen Sufismus vorhanden und tauchen unter dem Begriff der Schöpfungsspiritualität auch verstärkt im Christentum auf. ... All diese Sichtweisen betonen die lebendige Heiligkeit der Welt. Der Weg geistiger Suche wird hier nicht länger als eine Flucht aus der schlechten Welt in irgendeinen paradiesischen Himmel angesehen. Vielmehr wird hier die Welt selbst zum Kloster, die Welt selbst als Arena einer geistigen Transformation verstanden, die Welt selbst zum geistigen Lehrer oder gar zum heiligen Ort.»¹ ■

¹ Joanna Macy, Die Welt als Geliebte. Geseko von Lüpke im Gespräch mit Joanna Macy, auf: www.tiefenoekologie.de/de/buecher-und-texte/politik-des-herzens/joanna-macy.html (sowie in: Geseko von Lüpke, Politik des Herzens. Nachhaltige Konzepte für das 21. Jahrhundert. Gespräche mit den Weisen unserer Zeit, Arun-Verlag, Uhlstädt-Kirchhasel, 2. völlig überarb. Aufl. 2003).

Sabina Poulsen, Dipl.P.O.Psychologin, langjährige Arbeit mit Einzelnen und Paaren sowie mit KrebspatientInnen, Seminarleiterin im Bereich Heilen, Meditation und Naturerfahrungen, Mutter zweier erwachsener Söhne, www.sabinapoulsen.ch.

«Solo Dios, basta!»

Sabine Tscherner-Babl

Immer wieder hat mich die Suche nach Vorbildern unverfälschter Frauenspiritualität gelockt. Die kraftvollen und geraden Sätze der Teresa von Avila hatten mich schon im Studium fasziniert: Die Alltagstauglichkeit ihrer Gottesbeziehung, die für sie auch zwischen den Kochtöpfen zu finden war, und ihr Humor in Glaubensdingen. Mutig hat sie als Frau in der Kirche um ihren Platz gekämpft. Ihre Theologie hat sich nicht nur aus Büchern entwickelt, sondern in der speziellen Verbindung von praktischen Erfahrungen, Selbstbeobachtung und gelebter Freundschaftsbeziehung mit Gott – sie hat sich und Gott in diesem Ringen nicht geschont. So besuchte ich ihre Lebensorte, um ihr und ihrem Glauben nachzuspüren.

Unterwegs vor Ort

Etliche Tage ist unsere Exerzitiengruppe in den wuchtigen Mauern des immer noch mittelalterlich anmutenden Avila unterwegs. Diese Stadt aus Granit, mit ihrem rauen Klima und der ernsten Stimmung, weckt in mir sofort das Bild einer lebhaften «Seelenburg». «Die innere Burg» nannte Teresa ihre Anleitung zur Seelenerweiterung (1577, Las Moradas del Castillo interior), in der sie die Seele mit einer Burg vergleicht und zu einer inneren Reise durch die vielen Gemächer einlädt, um immer intensiver die Nähe Gottes zu erleben.

Wir lesen an den entsprechenden Plätzen Texte aus ihren Schriften: Vielfältige Puzzleteile formen immer deutlicher ein Bild ihrer Glaubensgeschichte.

In den abendlichen Gottesdiensten singen wir einen Text von Teresa: Nada te turbe, nada te espante, quien a Dios tiene nada le falta, solo Dios basta. Nichts beunruhige dich, nichts ängstige dich: Wer Gott hat, dem fehlt nichts. Gott allein genügt. «Ihr Lied» ist fester Bestandteil unserer Liturgie und lädt ein zur meditativen Versenkung in ihre Gedankenwelt.

Gott allein genügt.

Je mehr ich von Teresas jahrelanger Leidensgeschichte lese – oft war sie während Wochen und Monaten krank an ihr Lager gefesselt – desto klarer sehe ich: Teresa hatte gar keine andere Wahl als dieses «Solo Dios basta!» auszurufen. Sie konnte sich eigentlich nur mit voller Hingabe auf Gott werfen. Worauf sonst sollte sie ihre Hoffnung setzen? Nicht jammern oder klagend, sondern voller Selbstironie höre ich sie sagen: «Der Herr gibt mir fortwährend schlechte Gesundheit, und wenn ich trotzdem alles tun kann, muss ich bisweilen darüber lachen ...» – Gott allein genügt: BASTA!

Genügt Gott allein?

Ich fange an, mit der Reihenfolge der Wörter zu spielen. Zweifel überkommen mich. Eine Frage gestaltet sich: Ge-

nügt Gott allein? Diese Frage lässt sich nicht so verallgemeinernd stellen. Diese Frage braucht ein Personalpronomen: Genügt *mir* Gott allein? Diese Frage will *mich*. Sie provoziert und fordert mich heraus; sie will persönlich genommen werden.

Meine spontane Antwort auf diese Frage ist JA! – Und sofort erschrecke ich. Wie kann ich so freimütig antworten? – Es hat doch immer wieder so viel Gutes in meinem Leben gegeben! Ich denke an die Menschen, die ich liebe; sehe die Schönheit der Natur, den Sternenhimmel über dem nächtlichen Avila; erinnere mich an herrliche Feste, schöne Urlaube und kostbare Momente in meinem Leben. Und da soll ich sagen: Gott allein genügt!? Gott allein ist mir genug!?

Was bleibt denn übrig, wenn Er/Sie allein genügt? Ist das nicht ein karges, armseliges, asketisches und völlig reduziertes Leben?

Sicherheit im Moment totaler Verunsicherung

Da erinnere ich mich an folgende Szene: Vor einigen Jahren ging plötzlich mein Feuermelder los. Ich war zu Tode erschrocken und hatte nur einen Gedanken: Schnapp deine Bibel und dann raus, geh die anderen HausbewohnerInnen warnen ... – Zum Glück war es nur ein Fehlalarm. Meine Freundin hat sich später über mich lustig gemacht: «Warum hast du denn die Bibel mitgenommen, du hättest lieber nach deinen Papieren und Unterlagen gegriffen!» – Ich weiss nicht, warum, aber in diesem Moment äusserster Bedrohung war mir meine Bibel überlebenswichtig. Damit konnte ich weitergehen. Das war die Sicherheit, die ich im Moment totaler Verunsicherung gebraucht hatte.

Wenn ich heute darüber nachdenke, würde ich eigentlich zuerst Menschen retten. Und doch bleibt der damalige Impuls, meine Bibel mitzunehmen, für mich Symbol, dass mir Gott allein genügt.

Ja, Gott allein genügt. Die Lebendige ist der Referenzrahmen für mein Leben und Lieben, für die Kochtöpfe meines Alltags (vgl. Sach 14,20f.). Jede und jeder ist mit hinein genommen in diese Haltung von Beziehung und Hingabe, Weite und Grosszügigkeit, Mut und Kreativität.

Wer der ganzen Welt und all ihren Geschöpfen in dieser Haltung begegnet, dem/r fehlt es nicht an Fülle und Lebendigkeit, weil in diesem Blick auf die Welt und die Menschen sich das Leben in seiner ganzen Tiefe und Kostbarkeit erschliesst.

Basta

Am letzten Tag in Avila mache ich Einkäufe und suche Geschenke und Mitbringsel. Ich handle mit einem Verkäufer um einen besonders schönen Schal für meine Tochter.

Er bleibt stur – basta.

Ich höre mich auch sagen: Basta ...

Und lache und denke an Teresa.

Gott allein – basta ...

Ich singe leise «Nada te turbe ...» und denke:

Gott ist auch zwischen den Markthändlerinnen und -händlern. ■

Sabine Tscherner-Babl ist Theologin und Supervisorin und arbeitet als Seelsorgerin und Dozentin der Wislikofer Schule für Bibliodrama und Seelsorge.

Literatur und Forum

Zum Thema

Antje Schrupp u.a., Sinnvolles Zusammenleben im ausgehenden Patriarchat.

Argumente für ein leistungsunabhängiges Grundeinkommen und weitere Gedanken zum Thema Geld, Arbeit und Sinn, in: Ina Praetorius (Hg.), Sich in Beziehung setzen. Die Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit, Ulrike Helmer-Verlag Königstein 2005, 99–105 (124 S., CHF 23.40).

Beitrag auch online: <http://gutesleben.org>.

Weitergehende Überlegungen von Antje Schrupp und Ina Praetorius zum bedingungslosen/leistungsunabhängigen Grundeinkommen: www.inapraetorius.ch/d/gedankenblitze.php, www.antjeschrupp.de/grundeinkommen (bei beiden mit Verweisen auf weitere Quellen!).

Informationen zur Volksinitiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen: <http://bedingungslos.ch>, weitergehende Informationen: www.grundeinkommen.ch (darunter findet sich auch ein Gespräch mit Ina Praetorius zur Care-Arbeit unter dem Titel «Notwendig – aber unbezahlt» vom 4.10.2012: www.grundeinkommen.tv). Antje Schrupp übt **Kritik am mangelnden Einbezug der Care-Arbeit**: <http://antjeschrupp.com/2012/04/03/kampf-gegen-windmuhlen-carearbeit-und-grundeinkommen>.

Eine gegenüber einem bedingungslosen/leistungsunabhängigen Grundeinkommen **kritische feministische Position** vertritt der WIDE-Debattierclub (genauer die Schweizer Sektion von «women in development europe»), sie ist im Beitrag von Béatrice Bowald (S. 5–6) aufgenommen und findet sich unter: www.wide-network.ch/pdf/Publication/Hinweise/WIDE-Debattierclub_Grundeinkommen_2015_05_24.pdf.

Informationen zur Nahrungsmittelverschwendung, die im Editorial angesprochen wird: www.foodwaste.ch oder www.tastethewaste.com. Wie sich Lebensmittel-Abfälle im Alltag vermeiden lassen, zeigt der Schweizer KonsumentInnenschutz: http://konsumentenschutz.ch/files/pdfs/downloads/12_04_Tipps_Haltbarkeit.pdf.

Lydia Schubert, Gelassen anders leben.

7 Wochen ohne Haben-Müssen, Neukirchener Aussaat, Neukirchen-Vluyn 2013, 80 S., CHF 12.90.

Höher, schneller, weiter, besser – das Status- und Besitzdenken unserer westlichen Leistungsgesellschaft gibt eine klare Richtung vor. Aber wie wäre es, einmal nicht mehr immer mehr haben zu müssen und auf unbewussten und unnötigen Konsum zu verzichten? Lydia Schubert lädt ChristInnen mit kreativen Ideen ein, in der Fastenzeit einen alternativen Lebensstil auszuprobieren. Sie schlägt eine Veränderung der kleinen Schritte vor, hin zu mehr Bescheidenheit, sozialer Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit.

Buchbesprechungen

Ursula Knecht, Caroline Krüger, Dorothee Markert, Michaela Moser, Anne-Claire Mulder, Ina Praetorius, Cornelia Roth, Antje Schrupp, Andrea Trenkwalder-Egger, ABC des guten Lebens.

Christel Götttert Verlag, Rüsselsheim 2012, 157 S., CHF 11.40.

Ähnlich dem ABC in der Sprache benennen die Autorinnen das, was grundlegend Bestandteil des Geflechts guten Lebens ist. Motivation dazu ist die Überzeugung, dass Sprache unsere Sicht auf die Welt und unser Handeln in der Welt beeinflusst. Das kann im Positiven wie im Negativen zum Tra-

gen kommen. Den Autorinnen geht es aber explizit um eine lebensförderliche Gestaltung von Sprache und Welt. Sie verstehen ihre Überlegungen dabei als Beitrag zu einer Neuordnung der Welt – als «Aufräumen im postpatriarchalen Durcheinander» (5) bzw. als kreative Überwindung der immer noch wirksamen, zweigeteilten symbolischen Ordnung.

Doch was macht das gute Leben aus? Es beginnt bei A wie *Abhängigkeit, Anfangen, Aufräumen* und *Autorität*, führt beispielsweise über E wie *Essen*, F wie *Freiheit* und *Fülle*, G wie *Gabe, Geburt/Geburtlichkeit, Geistesgegenwärtig sein, Genug* und *Genuss* zu S wie *Scheisse, Schönheit, Sowohl als auch, Sprache, Staunen* und T wie *Tätig sein* und *Tausch* bis hin zu W wie *Welt, Wirtenschaft, WürdeträgerIn* und Z wie *Zugehörigkeit*. Nichts von Autonomie oder Unabhängigkeit, Wohlstand oder Wohlfahrt, sozialer Sicherung und Eigenverantwortung oder (Erwerbs-)Arbeit. Vielmehr wird durch die gewählten Begriffe und deren Erläuterung deutlich, dass wir Menschen das ganze Leben lang elementar aufeinander angewiesen sind und dass es daher gilt, das dafür notwendige Beziehungsgeflecht zu würdigen und zu pflegen. Denn dies ist die Grundlage, auf der sich Freiheit entfalten und ein gutes Leben für alle Menschen bzw. WürdeträgerInnen «auf dem verletzlichen Planeten Erde» (11) gestaltet werden kann. Das Nachdenken über das gute Leben führt aber auch zu einer Verschiebung der Wertigkeiten, so in Bezug auf die unterschiedlichen Arten von Arbeit, die sich allesamt als eine Form von *tätig sein* begreifen lassen. Die Autorinnen legen in diesem Nachschlagewerk keine in Stein gemeisselte neue Lehre vom guten Leben vor, sondern präsentieren hier das Zwischenergebnis ihrer Überlegungen, das sie im Austausch und unter Mitbeteiligung

von anderen weiterentwickeln wollen – einerseits auf einer eigens dafür eingerichteten Webseite (<http://abc.gutesleben.org>), andererseits an einer Tagung im Sommer (siehe bei den Veranstaltungen unter «Denkumenta 2013»). Unabhängig davon bietet der kleine, handliche Band eine Vielzahl von Anregungen, mich damit auseinanderzusetzen, was für mich ein gutes Leben und eine lebensförderliche Gesellschaft ausmacht.

Béatrice Bowald

**Gina Schibler,
Verspieltes Paradies.**

c.f. Portmann Verlag, Erlenbach 2011, 222 S., CHF 32.00.

Gina Schibler erzählt in ihrem Roman von Finisterre, einem abgelegenen Bergdorf nahe Zermatt. Eve ist Pfarrerin in beiden Gemeinden und lebt auf diese Weise zwischen zwei Welten. Diese Spannung zwischen Natur und Kultur, zwischen intaktem Bergdorf und konsumorientierter Gesellschaft, zwischen Vergnügungssucht und Genügsamkeit bildet den roten Faden des Romans. Eve lernt, ihrer Angst bezüglich Klimaerwärmung ins Gesicht zu sehen und sie auch gegen aussen zum Thema zu machen. Ein sehr engagiertes Buch zu brennenden Themen unserer Zeit! Leider ist das moralische Anliegen von der ersten Seite an allzusehr im Vordergrund. Es wird wesentlich über Streitgespräche Eves vermittelt, die auch auf mich als Leserin wie Standpauken wirken. Eves Begegnungen mit drei Männern scheinen in erster Linie Transportmittel für die Botschaft. Ein anderer Hauptstrang des Buches aber weckt wehmütige Sehnsucht: Die in Finisterres Kirche durch Zufall entdeckten Fresken erzählen von einem naturversöhnten Christentum mit weiblicher Bildsprache! Nur schon, um in diese Bildwelt einzutauchen, lohnt sich die Lektüre des Buches.

Moni Egger

**Christina Caprez,
Familienbände.**

15 Porträts, Limmat Verlag, Zürich 2012, 15 Fotos, 280 S., CHF 38.00.

Mit «Familienbände» ist Christina Caprez ein besonderes Werk gelungen. Ihre Mischung zwischen Erzählung, Fakten, Interviewstil und Familiendiologen, die während der Recherche entstanden, ist ebenso bunt zusammen-

gefügt, wie die 15 hier portraitierten Familien. Tausende von Kindern wachsen in der Schweiz in so genannten Regenbogenfamilien auf, bei gleichgeschlechtlichen Paaren, auch wenn dies in den Gesetzen für Medizin und Familienrecht nicht vorgesehen ist. So manche Patchworkfamilie entsteht nach Trennung und erneutem Liebesglück, doch viele gründen bereits ein unkonventionelles Familienleben. Die verschiedenen Portraits liefern einige Argumente, welche konservative Polemik rund um das «Wohl der Kinder» bestechend charmant ins Wanken bringen können. Die Kinder aus Regenbogen- und Patchwork-Familien, von Eltern mit Migrationshintergrund oder mit Adoptiveltern kommen hier selbst zu Wort, sind zum Teil bereits erwachsen und erzählen mit Stolz von ihrer Familie über Freud und Leid, Toleranz, über Adoptiv-Eltern und «Baucheltern». Die Familie, die gern als Kernzelle des Staates gesehen wird, wäre in Caprez' Buch ein wirkliches Vorbild gelebter Politik, die auch aus den Altlasten des Lesben-Feminismus und der Schwulenbewegung der 70er und 80er Jahre etwas Konstruktives erwirkt hat.

Drei eingestreute Beiträge ermöglichen einen wissenschaftlichen Blick auf die Familienlandschaft der Schweiz: Der Historiker Prof. Simon Teuscher zeigt auf, dass es seit jeher verschiedene Familienmodelle gab und dass es heute ein Privileg der gut situierten Familien ist, die eigenen Kinder mit Teilzeitarbeitsmodellen selbst zu betreuen, während früher selbstverständlich der minderbemittelten Bevölkerungsschicht der Nachwuchs überlassen wurde. Die Juristin Prof. Ingeborg Schwenzer zieht den Vergleich zu anderen westlichen Ländern und entwickelt ein alternatives Modell zum für sie unzeitgemässen Schweizer Familienrecht, welches das verheiratete Paar mit Kindern immer noch als Normalfall annimmt, auch wenn die Realität dem widerspricht. Heidi Simoni, Psychologin, fordert einen unverkrampfteren Umgang mit verschiedenen Betreuungsmodellen, Patchworkfamilien und homosexuellen Eltern. Für sie wird das berühmte «Wohl des Kindes» viel zu wenig vom Kind her betrachtet, sondern vielmehr für politische und polemische Diskussionen benutzt, um die Ehe als Institution des Regelfalls zu zementieren. Der Regelfall sind jedoch die ausser-

gewöhnlichen Familien, deren Kinder genau das als «stinknormal» erleben. Sehr lesenswert!

Katja Wißmiller

Veranstaltungen

FrauenVernetzungsWerkstatt

Am Samstag, 16. März, gibt es an der Universität St. Gallen die 15. FrauenVernetzungsWerkstatt. Sie ist dem Thema «Frauenkarrieren» gewidmet. Infos: www.frauenvernetzungswerkstatt.ch.

Begegnung mit US-amerikanischer Nonne

Veranstaltung im RomeroHaus in Luzern am Montag, 15. April, 14 – 18 Uhr, zum Thema «Die Zeit der Orden und die Zeichen der Zeit – Die Berufung der Frauenorden im 21. Jahrhundert». Gespräch mit *Sr. Pat Farrell*, Franziskanerin, sie war bis August 2012 Präsidentin der «Leadership Conference of Women Religious». Anlass dazu ist die Auszeichnung der US-amerikanischen Nonnen durch die Herbert-Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche. Infos: www.romerohaus.ch/veranstaltungen.

Filmseminar für Frauen

Montag, 15., 22. und 29. April, jeweils von 19.15 – 22 Uhr im RomeroHaus in Luzern, mit Lisa Schmuckli, Philosophin, zum Thema: Der zweite Blick: Frau-Sein, Mutter-Sein. Anmeldung bis 5. April: info@romerohaus.ch.

Weiterbildung zur Gleichstellung

Mit Fairness zum Erfolg – Das Gleichstellungsgesetz im Arbeitsalltag: Weiterbildung zum Gleichstellungsgesetz, 19. April in Basel oder 24. April in Muttenz. Anmeldung bis 8. April: www.bl.ch/gleichstellungsgesetz. Ausführliche Informationen zum Gleichstellungsgesetz: www.gleichstellungsgesetz.ch.

30 Jahre Schlangenbrut

Am Samstag, 27. April, feiert unsere Schwesternzeitschrift Schlangenbrut in Münster ihr 30-jähriges Jubiläum mit einem Frauenmahl. Nähere Infos: www.schlangenbrut.de/cms/upload/artikel_pdf/schlangenbrut_no119_einladung.pdf. Wir gratulieren der Schlangenbrut herzlich zu ihren 30 kraftvollen Jahren!

«So viel du brauchst»

Das Motto des 34. Deutschen Evangelischen Kirchentags ist an Ex 16,18 an-

gelehnt. 1.–5. Mai in Hamburg. Infos: www.kirchentag.de.

«Denkumenta 2013»

Unter diesem Titel laden die Autorinnen von «ABC des guten Lebens» zu einer Tagung ein, um gemeinsam über das «Gute Leben im ausgehenden Patriarchat» nachzudenken. 29. August – 1. September im Bildungshaus St. Arbogast in Vorarlberg. Nähere Infos, zwischenzeitliche Diskussion und Anmeldung: <http://abcdesgutenlebens.wordpress.com/denkumenta-2013>.

Hinweise

Helen Straumann Stiftung

Anfang Januar ist das Zentrum für Gender Studies Basel umgezogen – und mit ihm zusammen auch die Bibliothek der Helen Straumann Stiftung für Feministische Theologie. Neue Adresse: Petersgraben 11/13, 4051 Basel. Hinweis für Leseratten, Forscherinnen und andere Neugierige: Ein Bibliotheksbesuch kann sich bei sooo viel Spannendem in die Länge ziehen! Infos: www.feministische-theologie.de und www.genderstudies.unibas.ch.

Frauenhandel im Asylbereich

Rundbrief 51, November 2012 von FIZ beleuchtet die besonderen Schwierigkeiten, mit denen Frauen konfrontiert sind, wenn sie Opfer von Frauenhandel sind und in der Schweiz in einem Asylverfahren stehen.

Das vierte Lebensalter ist weiblich

Zahlen, Fakten und Überlegungen zur

Lebensqualität im hohen Alter, Autorinnen: Elisabeth Ryter und Marie-Louise Barben, Herausgeberin: Manifestgruppe der GrossmütterRevolution, Bern 2012. Download der Studie: www.grossmuetter.ch/projekte/grossmuettermanifest/das_vierte_lebensalter.pdf.

Geschlechtsspezifische Prekarität

Mit der weiblichen Care-Arbeit als blindem Flecken in der Prekaritätsdebatte befasste sich am 29.10.2012 die Frauenkonferenz des Kirchenbundes. Die Beiträge sind unter www.kirchenbund.ch/delfrauenkonferenz abrufbar.

Geschlechtsneutrale Erziehung

Im Strassenmagazin Surprise Nr. 288, 2012, S. 20–21, ist unter dem Titel «Gleichstellung – Sei, was du willst» ein Beitrag zu «Egalia», einem besonderen Modell einer Vorschule Schwedens abgedruckt, wo konsequent auf eine geschlechtsneutrale Erziehung geachtet wird und dafür bei Bedarf neue Wortkreationen geschaffen werden. Doch auch unter Gleichstellungsbewussten findet dieses Modell nicht nur Zuspruch.

Abschied von Benita Joswig

Die Künstlerin und Theologin Dr. Benita Joswig ist am 2.10.2012 im Alter von 47 Jahren an Krebs gestorben. Benita Joswig hat in einzigartiger Weise in verschiedenen Bereichen und zu unterschiedlichen Themen Kunst und Theologie verbunden, beispielsweise im Projekt Books Writing, dessen zehn Bände in der Handschriftensammlung der Heidelberger Universität aufbe-

wahrt sind. Ausgewählte Texte daraus (deutsche, US-amerikanische und nicaraguanische) finden sich in ihrem letzten Buch «Worte wachsen weise, eine handschriftliche Vernetzung», erschienen beim Erev Rav Verlag.

Wer Benita Joswig war, lässt sich über www.benita-joswig.de oder den feinfühligsten Nachruf ihrer Freundin Bärbel Fünfsinn unter www.eswtr.org/uploads/nachruf-benita-joswig.pdf erahnen; oder aus dem Gedicht in ihrer selbst verfassten Todesanzeige:

*Ein Stück Zimmer
Wo lassen wir uns nieder
Gottes Heimat überall*

Abschied von «Schritte ins Offene»

Im September 2011 noch hat die vom Schweizerischen Katholischen Frauenbund, den Evangelischen Frauen Schweiz und dem Verband Christkatholischer Frauen getragene Zeitschrift ihr 40jähriges Jubiläum gefeiert. In der sich verändernden Medienlandschaft ist aber auch «Schritte ins Offene» von rückläufigen Abonnementszahlen betroffen. Aufgrund der finanziellen Situation haben sich die Herausgeberinnen entschieden, die Zeitschrift mit dem Heft 1/2013 – sinnigerweise zum Thema Abschied – einzustellen. Noch vorhandene Nummern können unter www.schritte-ins-offene.ch bestellt werden. Wir bedauern sehr, dass damit eine weitere wichtige, die Anliegen von Frauen reflektierende Zeitschrift verstummt. Den Herausgeberinnen und dem Redaktionsteam danken wir für die langjährige, wertvolle Arbeit!



Ich möchte die FAMA abonnieren

Name _____

Vorname _____

Strasse _____

PLZ Ort _____

- Normalabo: CHF 32.–
- GönnerInnenabo: ab CHF 45.–
- StudiAbo/KulturLegi: CHF 25.–
- Auslandabo: CHF 35.– / Euro 26.–
- Einzelnummern: CHF 9.– zzgl. Porto
Ausgabe _____

Die FAMA erscheint vierteljährlich.

Bestellzettel einsenden an: Verein FAMA, c/o Susanne Wick, Lochweidstr. 43, 9247 Henau
oder E-Mail an: zeitschrift@fama.ch

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Jeannette Behringer, Zürich
Béatrice Bowald, Kriens
Moni Egger, Thalwil
Esther Kobel, Basel
Tania Oldenhage, Glattbrugg
Simone Rudiger, Basel
Jacqueline Sonogo Mettner, Meilen
Christine Stark, Zürich
Ursula Vock, Möriken

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Stefanie Süess, Zürich

Druck:

Sihldruck, Zürich

Abonnement:

Normalabo: Fr. 32.–
GönnerInnenabo: ab Fr. 45.–
StudiAbo/KulturLegi: Fr. 25.–
Auslandabo: Fr. 35.–/Euro 26.–
Einzelnummern: Fr. 9.– zzgl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich



Retours:

Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

Bildnachweis

Seiten 7, 8, 11, 13, 14: Abfall-Impressionen aus Kleinbasel von Cécile von Mutzenbecher. Titel- und Rückseite sowie Seite 4: Moni Egger.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Vorschau

Das Thema der nächsten Nummer lautet: **in_out**